

Armin Nassehi

# **Die Rolle der Wissenschaften in der modernen Welt**

Festvortrag im Rahmen der HRK-Jahresversammlung  
am 8. Mai 2017 in Bielefeld

**Beiträge zur Hochschulpolitik 2/2017**

Die vorliegende Publikation dokumentiert den Festvortrag von Professor Dr. Armin Nassehi, gehalten auf der Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz am 8. Mai 2017 in Bielefeld

The publication documents the ceremonial address held by Professor Dr. Armin Nassehi on 8 May 2017 at the Annual Meeting of the German Rectors' Conference in Bielefeld

Beiträge zur Hochschulpolitik  
2/2017

Herausgegeben von der  
Hochschulrektorenkonferenz

Leipziger Platz 11, 10117 Berlin  
Tel.: 030 206292-0  
Fax: 030 206292-15  
[www.hrk.de](http://www.hrk.de)

Bonn, Juli 2017

978-3-942600-62-0

# Die Rolle der Wissenschaften in der modernen Welt

## Festvortrag

**Armin Nassehi**

**Ludwig-Maximilians-Universität München**

*Abschrift des frei gehaltenen Vortrags auf der Jahresversammlung der deutschen Hochschulrektorenkonferenz am 8. Mai 2017 in Bielefeld*

Wir sind daran gewöhnt, die gesellschaftliche Modernisierung als Aufklärungs- und Rationalisierungsprozesse anzusehen. Folgt man der für die Wissensarbeiter im Weinberg des Herrn schmeichelhaften Diagnose einer Wissensgesellschaft und operiert man mit der Autorität eines Vorrangs des Wissens vor dem nur subjektiv angemessenen Glauben und dem beliebigen Meinen, erscheint Wissenschaft als die Instanz, die uns mit jenem Stoff versorgt, mit dem wir die Welt gestalten: mit evidenzbasiertem, nachprüfbarem, interessefrei erzeugtem und möglichst objektivem Wissen.

Gerade derzeit liegt es nahe, dies zu betonen, ist doch das evidenzbasierte Wissen das Antidot gegen die Lügner, gegen die, die nur über Halbwahrheiten verfügen oder andere mit Volllügen verfügbar machen wollen. Wissenschaft als Ergebnis der Aufklärung ist dann gewissermaßen die Königsdisziplin im Reigen anderer Formen der Welterfahrung: Der Kaufmann hat nur Eigeninteressen, der Künstler universalisiert subjektive Erfahrung, der Gläubige braucht das Wissen nicht als Beweis, der Politiker muss eher Macht- als Wahrheitschancen ausloten, dem Alltagshandelnden genügen praktisch wirksame Typisierungen und praktische Vorurteile, um sich zurechtzufinden, aber der Wissenschaftler (und natürlich auch die Wissenschaftlerin) präsentiert Fakten und sucht nach der Wahrheit.

Nach diesem Einstieg kann man erwartbar weiter argumentieren: Selbstverständlich muss sich Wissenschaft gegen Angriffe schützen, selbstverständlich kann Wissenschaft ein Korrektiv gegen die Simplifizierungen der Populisten sein, und selbstverständlich muss sich Wissenschaft gegen Angriffe auf die Wissenschaftsfreiheit schützen. Aber die Angriffe auf und der Zweifel an Wissenschaft ist kein wissenschaftsspezifisches Phänomen. Letztlich steht derzeit alles unter Beschuss, was nach bürgerlichen Eliten aussieht: Expertise überhaupt, die Presse, Parteien und politische Institutionen, Bildungsinstitutionen, Theater und Kunst, selbst die Kirchen. Der Angriff auf die Wissenschaften ist nichts Wissenschaftsspezifisches – als ob es vor der Diskussion um das Postfaktische und der Erfindung von alternative facts eine 1:1-Übertragung von wissenschaftlichem Wissen in politische, ökonomische, verwaltungstechnische oder sonstige Entscheidungen gegeben hätte.

Nimmt man die Frage nach der Rolle der Wissenschaften für die moderne Welt wirklich ernst und nicht nur als Anlass für eine standespolitische Positionierung der Wissenschaft und ihrer Institutionen, stößt man auf eine Gesellschaft, die mit ihrer Wissenschaft fremdelt – wie sie übrigens auch mit ihrer Politik, ihrer Wirtschaft, ihrem Rechtssystem oder ihrer Kunst fremdelt. Gesellschaftliche Modernität heißt, dass sich gleichzeitig unterschiedliche Logiken, unterschiedliche Sphären oder Intelligenzen herausbilden, die einen ganz eigenen Blick auf die Gesellschaft richten. Was die moderne Gesellschaft so komplex und unübersichtlich macht, ist die Erfahrung, dass die Ressourcen, Vermögen und Kapazitäten dieser Sphären nicht unbedingt mit den Erwartungen von außen in Deckung zu bringen sind.

Wer etwas über die gesellschaftliche Rolle der Wissenschaft lernen will, sollte sich die nicht-wissenschaftlichen Funktionen der Gesellschaft ansehen. So etabliert sich im Wirtschaftssystem eine Funktion für Knappheitsmanagement, die Erwartung ist aber die Regulierung von Verteilungs- und Versorgungsproblemen, dabei ist die Erfolgsbedingung des ökonomischen Handelns der Versuch individueller Akteure, sich auf Märkten zu behaupten. Diese Spannung ist konfliktreich und unauflösbar. Ähnlich im Recht, das die Gesellschaft mit Formen normativer Erwartungssicherheit versorgt, während die Erwartungen von

außen oft starke Gerechtigkeitsansprüche sind. Dabei orientiert sich die Rechtsetzung und Rechtsprechung vor allem an Konsistenzanforderungen ihrer Entscheidungen mit anderen Entscheidungslagen – ebenfalls konfliktreich und enttäuschungsstark. Besonders eklatant ist der Fall des Politischen, das Entscheidungen fällt, die kollektiv bindend sein sollen, aber die Auswirkungen dieser Entscheidungen im Rest der Gesellschaft nicht wirklich kontrollieren und festlegen können. Die Erwartung an Politik ist aber die Steuerung der Gesellschaft, woran diese letztlich schon prinzipiell scheitern muss, schon weil die einzige Erfolgsbedingung des Politischen das Austarieren von Macht- und Mehrheitschancen ist. Der Effekt ist oftmals eine semantische Aufwärtsspirale, die mehr verspricht, als Politik halten kann – was den politischen Vereinfacher prämiert. Ähnliche Missverhältnisse zwischen Funktion, eigener Erfolgsbedingung und der Erwartung von außen lassen sich für Bildung, Religion, Massenmedien und Kunst formulieren, was hier zu weit führen würde.

Wie verhält es sich nun mit der Wissenschaft? Beobachten wir Wissenschaft mit demselben Schema, stoßen wir darauf, dass die besondere Funktion von Wissenschaft offensichtlich darin besteht, begründbares Wissen zu erzeugen und evident sagen zu können, was der Fall ist. Dabei erzeugt Wissenschaft eine merkwürdige Paradoxie: Einerseits behauptet sie eine Aussage darüber, was der Fall ist, eine beobachterunabhängige Realität eben dessen, was wirklich der Fall ist. Andererseits führt Wissenschaft den Beobachter nicht nur ein, sondern zeigt ihn sogar vor: als Messgerät, als Methode, als wissenschaftlichen Autor und Forscherpersönlichkeit. Nicht zufällig werden wissenschaftliche Ergebnisse schriftlich – in Form von Büchern oder wissenschaftlichen Artikeln – publiziert, und das Medium der Schrift kann geradezu als das Medium gelten, das starke Wahrheitsansprüche aber auch Kritik erst ermöglicht – dadurch, dass man Geschriebenes besser prüfen und mit anderem Geschriebenem vergleichen kann als nur Gesagtes, das post eventum einfach verschwindet, verhallt. Der Text ist aber nicht objektiv, denn er hat einen Autor, fast könnte man sagen: ein Subjekt – und die Dynamik der Wissenschaft besteht darin, dass sich die Texte gegenseitig nicht nur widersprechen, sondern auch explizit kritisieren und stets mehrere Antworten auf dieselbe Frage anbieten. Vitale wissenschaftliche Fächer leben vom Widerspruch und von pluralistischen Lösungen – allzu

stabile Konsense und Eindeutigkeiten wären eher ein Ausweis von Erstarrung und Unbeweglichkeit.

Die Erwartung von außen an die Wissenschaft aber ist eine andere: Man wünscht sich sichere, zeitstabile, anwendbare Erkenntnis. Die Erwartung lautet: Eindeutigkeit. Wer je Politiker oder Unternehmen erlebt hat, die sich wissenschaftliche Expertise ins Haus holen, kennt das Problem: Die Enttäuschung ist groß, wenn Wissenschaft nicht die Eindeutigkeit bereitstellen kann, die man fürs politische Entscheiden oder für unternehmerische Strategien braucht. Und noch größer ist die Enttäuschung, wenn Wissenschaft vorführt, dass womöglich ganz andere Fragen gestellt werden müssen. Der Eigensinn der Wissenschaft besteht darin, Lösungen für selbstgestellte Probleme anzubieten – die große Stärke von Wissenschaft besteht darin, Fragen zu stellen, die man ohne sie nicht hätte. Und so sehr solche selbstgewählten Fragen bei der politischen oder ökonomischen Entscheidungsfindung helfen mögen – am Ende muss politisch oder unternehmerisch entschieden werden, also nach den Erfolgsbedingungen dieser jeweiligen Bereiche. Ganz abgesehen davon übrigens, dass etwa im parlamentarischen Prozess die Eindeutigkeitserwartung an Wissenschaft geradezu konterkariert wird, wenn man etwa an Enquete-Kommissionen denkt, in denen die jeweiligen Fraktionen sich jeweils die Expertise ins Haus holen, die ihren Macht- und Mehrheitschancen in die Karten spielen, was übrigens nur der kritisieren kann, der weder den Eigensinn der Wissenschaft noch den der Politik verstanden hat.

Das Verhältnis von Wissenschaft und den anderen gesellschaftlichen Funktionen ist komplex – und darin Ausdruck der Komplexität der modernen Gesellschaft. Deshalb muss man das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft auch auf diesem komplexen Niveau diskutieren und nicht etwa als Wissenschaftskitsch, wie man ihn letztsens auf dem science march lesen konnte: Dort wurde plakatiert, zu Fakten gebe es keine Alternative – was für ein Unsinn. Was Wissenschaft vorführt, sind nicht alternativlose Fakten, sondern alternative Aussagen über jene Fakten, die Wissenschaft stets nur durch die Brille ihrer Theorien, Methoden und Verfahren sehen kann. Selbst der radikalste erkenntnistheoretische Realismus braucht Methoden! Es wird so etwas

wie eine Einheit des Wissenschaftlichen niemals geben können – auch wenn mancher Wissenschaftler davon träumt, denkt man etwa an Edward O. Wilsons Versuch, jene Einheit durch Strategien der Eindeutigkeit herstellen zu wollen. Und selbst wenn man eine solche Eindeutigkeit herstellen könnte – letztlich könnte Wissenschaft nicht kontrollieren, was außerhalb ihrer selbst mit diesem Wissen angestellt wird.

Was folgt daraus? Daraus folgt zunächst, dass Wissenschaft der komplexen Verschränkung ihrer selbst mit dem Rest der Gesellschaft durch eine Reflexion ihres Grenzregimes begegnen muss. Sie muss, um gesellschaftlich relevant sein zu können, an sich selbst Innen- und Außenperspektiven unterscheiden lernen. Das gilt übrigens für die anderen Funktionen auch: Wie kann Politik mit der überzogenen Erwartung an sich selbst umgehen und dabei trotzdem Entscheidungskapazitäten ermöglichen? Wie kann das Wirtschaftssystem dynamisch bleiben und dennoch die Kontinuitätserwartungen von Arbeits-, Dienstleistungs- und Produktmärkten erfüllen? Wie kann die moderne Kunst ihren bisweilen unverständlichen Eigensinn bewahren und trotzdem für Betrachter von außen ansatzweise verständlich oder wenigstens aushaltbar bleiben?

Solche Fragen nach dem Grenzregime könnte man Übersetzungsfragen nennen. Bräuchte Wissenschaft in einer so komplexen Umwelt nicht zunehmend die Fähigkeit, ihre eigenen Transferbedingungen nach außen stärker in den Blick zu nehmen und müsste sie dies nicht als wissenschaftliche Frage behandeln? Kluge Wissenschaft wird jedenfalls Fragen nach ihrer Praxistauglichkeit, nach ihrer Verwertbarkeit und ihrer gesellschaftlichen Relevanz offensiver formulieren müssen.

Vielleicht ist der entscheidende Beitrag der Wissenschaft für die moderne Gesellschaft, einen Raum der Abweichungsverstärkung anbieten zu können. Wissenschaft lebt von der Kapazität eines großen Auflöse- und Rekombinationsvermögens. Wissenschaft prämiert Abweichung, d.h. Versuche, die Dinge anders als zuvor zu denken. Wissenschaft bietet einen Raum, in dem Probleme gelöst werden, die es ohne sie nicht gäbe. Sie versorgt die Gesellschaft nicht nur mit Antworten, sondern mit den

richtigen Fragen. Sie gibt sich nicht mit dem Wissen zufrieden, das in der Gesellschaft überall anfällt und das eher ein Typisierungswissen ist, eine Art künstlicher Sicherheit darüber, wie die Dinge sich verhalten – geschult nicht an der Frage des Wissens, sondern an den Bedingungen ihrer Bewährung. Das kann letztlich nur Wissenschaft sehen.

Der Wissenschaftskitsch mancher aktueller Diskussionen verbindet Wissenschaft mit der Demokratie. Auch hier muss man genauer hinsehen. Wissenschaft selbst ist strukturell undemokratisch – wissenschaftliche Ergebnisse folgen nicht demokratischer Willensbildung, auch nicht Mehrheits- oder Legitimationsfragen, sondern sie orientieren sich an einem Eigensinn, der sich manchmal in den eigenen Ergebnissen sogar gegen die Intentionen ihrer Autoren richten kann. Gerade das Nicht-Demokratische ist das Aufklärerische der Wissenschaft.

Indirekt freilich ist Wissenschaft sehr wohl mit der Demokratie oder mit demokratischer Kultur verbunden, wenn man den Beitrag der Demokratie für die Kultur der Gesellschaft vor allem darin versteht, dass man sich stets mehrere Versionen von Lösungen für ein Problem vorstellen kann – das ist die Bedingung dafür, dass es überhaupt zu einer demokratischen Willensbildung kommen kann, die ja zwischen unterschiedlichen Versionen wählen muss. Dass es stets unterschiedliche Versionen gibt, das kann die Gesellschaft an ihrer Wissenschaft (wie übrigens auch an ihrer Kunst) lernen.

Eine letzte Bemerkung: Womöglich ändert sich mit der Gesellschaft derzeit auch die Rolle der Wissenschaft. Die grundlegende Epistemologie der Moderne war die Frage nach der richtigen Erkenntnis, also die Unterscheidung von Erkenntnis und Erkenntnisgegenstand im Sinne von Subjekt/Objekt-Verhältnissen. Mit neuen Technologien könnte sich das ändern: Es zeichnet sich ab, dass nicht mehr Objekterkenntnis, sondern Mustererkennung die neue Form der Erkenntnis sein wird, Informationsformen, die erst während der Auswertung von Daten, die nicht für die entsprechende Fragestellung erhoben worden sind, die dazugehörigen Fragen erzeugen. Medizinische Forschung, die Forschung über Wirtschaftskreisläufe, Bewegungen von Materie und Verkehrsteilnehmern werden so gemessen – aber auch Produktent-

wicklung, Marketing und Produktionskontrolle, von der Logistik ganz zu schweigen. Womöglich verschwimmen die Grenzen zwischen anwendungsorientierter und Grundlagenforschung gerade. Womöglich wandert die Grundlagenforschung von den universitären Labors in die der großen IT-Unternehmen aus oder in die Kontrollagenturen staatlicher oder militärischer Natur. Auch darauf muss sich Wissenschaft einstellen, dass sie sich als Teil der Gesellschaft mit ihr verändert.

Das kann man freilich nur sehen, wenn man die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft nicht als 1:1-Portal begreift, sondern in ihrer ganzen Komplexität ernst nimmt. Dafür braucht es die Mentalität und die Bereitschaft, abzuweichen, sich auf neue Fragestellungen einzulassen und zunächst zu fragen, was der Fall ist, bevor das immer schon politisch, moralisch oder ökonomisch bewertet wird. Dafür braucht es eine Sozialfigur, die man unter Wissenschaftlern, wenn es gut läuft, öfter findet und die die Förder- und Konkurrenzprogramme der Wissenschaft und ihrer Finanzierung stärker im Blick haben sollten. Es ist eine Figur, die der große Liberale John Stuart Mill schon im 19. Jahrhundert als denjenigen beschrieben hat, der in der Lage ist, die ausgetretenen Pfade des Gewohnten zu verlassen und die Gesellschaft mit Abweichung zu versorgen, an der sie sich wie an einem Spiegel abarbeiten kann. Mill preist den Exzentriker als eine solche Figur. Was es in der Wissenschaft braucht, sind vor allem Exzentriker, in diesem Sinne: methodisch kontrollierte Exzentriker.

**Zur Person**

Prof. Dr. Armin Nassehi, 1960 in Tübingen geboren, promovierte 1992 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster in Soziologie, wo 1994 die Habilitation folgte. 1998 wurde Armin Nassehi auf den Lehrstuhl I für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München berufen. Er befasst sich in seinen Schriften, Forschungsprojekten und der Lehre unter anderem mit Fragen aus der Kulturosoziologie, Politischen Soziologie, Religionssoziologie sowie der Wissens- und Wissenschaftssoziologie. Neben seinen zahlreichen theoretischen Schriften nimmt Nassehi immer wieder zu aktuellen Fragen gesellschaftlichen Zusammenlebens Stellung.  
[www.nassehi.de](http://www.nassehi.de)